



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

während die Leute zusprangen, den jungen Menschen aufhoben und in das Nebenzimmer trugen, was er sich ruhig gefallen ließ, setzte sich der Brandmeister auf einen Stuhl in der fernsten Ecke und verbarg ebenfalls das Gesicht in die flachen Hände. Ich ging still aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische Tendenzen in modernen englischen Frauenromanen. Von jeher haben in England die Frauen auf literarischem Gebiet eine hervorragende Rolle gespielt. Zu einer Zeit, wo die literarische Tätigkeit der deutschen Frauen noch Gegenstand des Spotts und des Mißtrauens war, hatten jenseits des Kanals mutige Vorkämpferinnen schon den Weg geebnet, der bald von einer Menge mehr oder minder begabter Schriftstellerinnen beschritten wurde. Unter ihnen wuchsen einige wirklich geniale Künstlernaturen empor, deren Entfaltung in Ländern, die der schöpferischen Frauenarbeit feindlich gegenüber standen, unmöglich gewesen wäre. Die Werke Charlotte Brontës, Jane Austens oder George Eliots sind Marksteine in der Geschichte des englischen Romans, und auch die Gegenwart ist nicht arm an bedeutenden Erscheinungen; unter ihnen wollen wir nur einige nennen: Humphry Ward, Lucas Malet (Mrs. Harrison), Mary Cholmondeley und Ellen Thorneycroft-Fowler.

Doch bisweilen scheint es, als ob sich die minder Begabten an dem Weirauch, den man ihren genialen Schwestern gestreut hat, berauscht hätten und dadurch zu einer Überschätzung der eignen Kraft gelangt wären; sie fühlen sich oft verleitet, sich an Aufgaben zu wagen, denen sie infolge ihres Bildungsganges und wegen des aus weiblichen Eigentümlichkeiten erklärbaren Mangels an nüchternem Urteil nicht gewachsen sind. Ungeachtet dieses Zwiespalts zwischen Wollen und Können gelingt es ihnen oft, sich einen Platz unter den vielgenannten englischen Autoren zu erobern.

Vor allem hilft ihnen hierzu eine geschickte Wahl ihres Stoffs. Fast immer sind es Themata, die eben erst das allgemeine Interesse zu lebhaftem Für und Wider angeregt haben, und die nun in das Reich der Phantasie übertragen gleichsam den Ideengang des Publikums weiter ausspinnen. Natürlich wird dieser meist tendenziös zugespitzte Kern mit einem umfangreichen Apparat von Haupt- und Staatsaktionen ausgestattet, und eine genügende Anzahl geschickt, wenn auch nicht sehr logisch gruppierter überraschender Zwischenfälle sorgt dafür, daß der Roman spannend ist. Dazu kommt noch eine wirkungsvolle Reklame, die man bei uns vielleicht nicht allzu vornehm finden würde, deren Verdienst um die Popularität der betreffenden Schriftstellerin aber nicht unterschätzt werden darf. Hierauf muß man die Widersprüche zwischen den scharfen Protesten der Kritik und der Begeisterung des Publikums zurückführen, die jedes neue Werk einer solchen Lieblingschriftstellerin unsrer englischen Vettern begleiten. Dabei wachsen die Auflagen jedesmal um einige zehntausend Exemplare, und falls die Kritik gar zu ungalant mit den verwöhnten Damen umgeht, wird den Verlegern die Auslieferung von Rezensionsexemplaren einfach untersagt.

Eine typische Vertreterin dieser Art erfolgreicher Frauenarbeit ist Marie Corelli. Obwohl sich die Presse schon seit Jahren bemüht, ihr mißbilligendes Urteil über diese Schriftstellerin in schroffster Form kundzugeben, werden ihre Romane neben denen Hall Caines am meisten in England gelesen. Gleich den ersten Größen der britischen Dichtkunst genießt sie die Ehre, schon bei Lebzeiten einen

Biographen gefunden zu haben, der sich die Aufgabe gestellt hat, die weitesten Kreise von ihrer künstlerischen Bedeutung zu überzeugen: „Miß Corelli, so berichtet er, empfängt Briefe aus den verschiedensten Volksschichten, indische Fürsten schreiben an sie in Ausdrücken der Ehrfurcht, als wäre sie eine Frau, die von der Wahrheit des Göttlichen inspiriert sei.“ Die Photographie eines Blattes aus ihrem Roman *The murder of Delicia*, das zerflossen und blutbesleckt auf einem Schlachtfelde Transvaals gefunden wurde, schmückt die Biographie.

Ein sonderbarer Gegensatz zu diesen dithyrambischen Lobeserhebungen ist der literarische Wert von Marie Corellis Romanen, besonders des neuesten: *Temporal Power* (Tauschnitz Edition). Während ihr früheres Werk *The Master-Christian* eine trotz vielfacher Übertreibungen ganz anziehende Lektüre ist, macht sich in diesem Buche eine wenig erquickliche Breite bemerkbar; die gegen alle erdenkliche Verrotting in Kirche, Regierung und Presse geschleuderten Tiraden, in denen sich Miß Corelli gefällt, sind ermüdend. Sie hat das alles schon recht oft gesagt, und die politischen Auseinandersetzungen, die ihre Romanfiguren in schrankenlose Begeisterung versetzen, würden in der rauhen Wirklichkeit wesentlich andre Folgen gehabt haben. Zum Beispiel wäre die schöne Rede über „die Korruption des Staates“ wahrscheinlich zu einem vorzeitigen und unrühmlichen Ende gekommen, denn Miß Corellis rhetorischen Ergüssen über ein solches Thema kann eben nur ein Romanauditorium standhalten.

Der Inhalt des Romans ist ein Durcheinander von verschiedenen Konflikten, die sich um die Haupthandlung gruppieren. Der Held ist der König eines kleinen südeuropäischen Staates, der es nach dreijähriger Regierung müde ist, eine Gliederpuppe in den Händen seines gewissenlosen Ministeriums zu sein. Er beschließt, die Lage seiner Untertanen mit eignen Augen zu prüfen, und begibt sich verkleidet, ein moderner Harun al Raschid, in die entlegnen, nur von den ärmsten Klassen bewohnten Straßen seiner Hauptstadt. Bei dieser Gelegenheit lernt er den Führer der anarchistischen Partei, Sergius Thord, kennen, der ihn zu einer Versammlung seiner Gefinnungsgenossen führt, über die eine Frau von rätselhafter Herkunft mit Namen Lotys präsidiert. Unter dem Namen Pasquin Leroy gelobt der König den Umsturz Männern Brudertreue, und so arbeitet er während der nächsten Monate unaufhörlich an der Verwirklichung der Reformpläne dieser Partei. Am sogenannten „Schicksalstag,“ wo die den geplanten Reformen entgegenstehenden Männer als Volksfeinde zum Tode verurteilt und die Vollstrecker dieses Spruchs durch das Los bestimmt werden, zieht der König sein eignes Todeslos, und nun gibt er sich den Parteigenossen zu erkennen. Endloser Jubel bricht los, der König zieht an der Spitze der Revolutionspartei ins Parlament, und vor seiner überwältigenden Persönlichkeit ergreifen sämtliche unlautern Elemente im Staate die Flucht. Eine neue bessere Zeit scheint für das bedrängte Volk hereinzubrechen — da stirbt Lotys, die den König zu all diesen kühnen Taten begeistert hat, durch einen Pistolenschuß des eifersüchtigen Sergius Thord. Mit ihrem Tode hat das Leben für den König jeden Wert verloren. Und da nach ihrem letzten Wunsch ihr Leichnam auf blumengeschmückter Gondel in den Ozean hinaustreibt, fährt er ihr bei einbrechender Nacht unerkannt nach und versinkt im Sturm, vereint mit der Geliebten.

Marie Corelli bekämpft in *Temporal Power*, abweichend von ihrem vorhergehenden, gegen den Katholizismus gerichteten Roman, die Monarchie, und zwar die konstitutionelle Verfassung. Gelegentlich greift sie auch auf ihr früheres Thema, für das sie eine besondere Vorliebe zu haben scheint, zurück, und der Erzschurke des Romans trägt richtig wieder eine Jesuiten Kutte. Im übrigen besteht ihre Art von Charakterschilderung darin, daß sie ihren Helden eine möglichst abenteuerliche Vergangenheit andichtet, die vor der Einführung der betreffenden Persönlichkeit gewissenhaft erzählt wird. Die Frauen sind alle wunderschön oder wenigstens unwiderstehlich interessant, und ein berühmter deutscher Arzt verrät seine Nationalität durch gelegentliche Ausrufe: „Ach so!“ und „Gott im Himmel!“ Trotzdem enthält

das Werk einige recht ansprechend und stimmungsvoll geschriebne Abschnitte, die ungleich besser zur Geltung kämen, wenn Miß Corelli das Ganze um ein Drittel gekürzt hätte.

Tendenziös im krassesten Sinne des Worts ist Dorothea Gerards Roman mit dem bezeichnenden Titel: *The Blood-Tax* (Tauschnitz Edition). Die Verfasserin, Madame Longard de Longgarde, hat durch ihre frühern Arbeiten, in denen sie sich mit Vorliebe ernstern, der Allgemeinheit fernliegenden Problemen zuwandte, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf sich gelenkt. In diesem Buch erörtert sie nun die vielumstrittne Frage, ob für England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ratsam sei oder nicht. Da sie für diese „Studie des Militarismus“ Deutschland als Schauplatz gewählt hat und ihre Schlussfolgerungen angeblich aus ihrer Kenntnis deutscher Einrichtungen zieht, wird eine kurze Übersicht über das Buch von Interesse sein.

James Millar begibt sich nach Deutschland, um in einer großen Zweiradfabrik einen Betrieb nach englischem Muster einzurichten und daneben die militärischen Einrichtungen zu studieren, die ihm bisher die größte Hochachtung eingekößt haben. Trotz des ihm aufgezwungenen industriellen Berufs fühlt er sich im Herzen als Soldat; er beschließt, sich später einen Sitz im Parlament zu erringen und von dort aus für die allgemeine Wehrpflicht in seinem Vaterlande zu wirken. Durch Einführung in die Offizierkreise seines neuen Wohnorts gelingt es Millar, den gewünschten Einblick zu erlangen.

Nacheinander läßt die Verfasserin die verschiedenen, alljährlich wiederkehrenden Phasen der Ausbildung unsrer Soldaten an dem Auge ihrer Landsleute vorüberziehen. Es muß anerkannt werden, daß Madame de Longgarde den spröden Stoff, der für eine Dame ja durchaus ungewöhnlich ist, mit großer Sorgfalt durchzuarbeiten bestrebt gewesen ist. Es ist ihr aber nur zum geringsten Teile gelungen. Vielleicht kann man das darauf zurückführen, daß Madame de Longgarde allem Anschein nach ihr Material sozialdemokratischen und anarchistischen Quellen entnommen hat. Nur so konnte sie zu der Ansicht gelangen, daß die allgemeine Wehrpflicht für jeden Staat ein schweres nationales Unglück und ein Hemmnis der normalen Entwicklung des Volks sei. Um dieses Urteil zu begründen und die Warnung vor dem Militarismus, die das Fazit des Romans ist, recht eindringlich zu machen, übertreibt die Verfasserin und erzählt Dinge, für die man tatsächliche Belege schwerlich finden wird.

Schon ihre Schilderung der Rekrutenaushebung, die sie mit einem orientalischen Sklavenmarkt (!) vergleicht, entspricht in den Einzelheiten durchaus nicht der Wirklichkeit. Abgesehen davon, daß sie in der ärztlichen Untersuchung der Leute nur eine das Bartgefühl verletzende Abschätzung ihrer körperlichen Beschaffenheit sieht, sind auch die nach Madame de Longgarde sich ständig wiederholenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Militärarzt und dem Kreisphysikus — sie nennt ihn *civilian doctor* — über die Tauglichkeit von schwächlichen Leuten höchst unwahrscheinlich. Denn welcher Sanitätsoffizier hat wohl ein Interesse daran, kränkliche Leute einzustellen, wo ein Überfluß an gesunden und tüchtigen vorhanden ist! Auch die Behauptung, daß die zukünftigen Soldaten ein solches Grauen vor ihrem Berufe hätten, daß sie sich zur Aushebung erst in Alkohol Mut trinken müßten, ist vollständig aus der Luft gegriffen. Bekanntlich freuen sich bei uns die Jungen auf ihre Militärzeit, und die Äußerung: „Wer nicht Soldat gewesen ist, ist kein ganzer Mann!“ hört man gerade unter den einfachen Leuten besonders häufig. Das Bild des großen Manövers, das Madame de Longgarde entwirft, ist gleichfalls eine Karikatur der Wirklichkeit. Oder hat man in Deutschland je davon gehört, daß Reservisten unter dem Banner anarchistischer Theorien auf die ihnen entgegengestellte Truppe mit Kugeln schossen, und zwar aus Wut darüber, daß ihre Frauen und Kinder während der Übungszeit darben müßten?

Madame de Longgarde ist über die neuern Einrichtungen unsers Heeres

schlecht informiert, sonst würde sie wissen, daß die Familien der zur Übung eingezogenen Männer entschädigt werden, und daß die Zeit, wo der Soldat keinen Vollbart tragen durfte, längst vergessen ist. „Gestern mußten die in Goldstein ihre Kartoffel unreif herausnehmen,“ berichtet einer der Unzufriednen, „weil sie nach dem Durchmarsch der Truppen keine mehr finden würden. Natürlich werden sie um Entschädigung bitten, aber man weiß ja, was dabei herauskommt. Und alles Mehl in der Mühle ist auf Befehl der Regierung für die Truppen zurückgehalten worden, sodaß die Leute wegen ihres Brots bis nach Keising gehn müssen. . .“ Die Einrichtung unsrer Militärblückerien scheint Madame de Longgarde ebenfalls unbekannt geblieben zu sein, und was die Entschädigung für die zertretenen Felder betrifft, so schließt schon die Art unsrer Flurabschätzung, die durch zwei Sachverständige aus dem Kreise in Gegenwart des Landrats vorgenommen wird, jeden Nachteil für die Landbevölkerung aus.

Das ganze Buch ist voll solcher kleinen und großen Übertreibungen und Irrtümer, die beweisen, daß sich die Verfasserin von den in England herrschenden Ansichten über den Soldatenstand durchaus nicht hat frei machen können. Das britische Unabhängigkeitsgefühl empört sich gegen die allgemeine Wehrpflicht. Es sieht in dem strikten Gehorsam gegen den Vorgesetzten, der eine unerläßliche Maßregel der Disziplin ist, eine Beeinträchtigung der freien individuellen Entwicklung der Persönlichkeit. In England ist das Heer eben nicht eine erziehende Einrichtung wie bei uns, sondern ein Zufluchtsort für gescheiterte Existenzen, die natürlich nicht dazu beitragen können, dem Soldatenstand die allgemeine Achtung zu erringen. — Die zum Schluß von Madame de Longgarde vorgeschlagene Reform der englischen Armee durch eine militärische Erziehung der männlichen Jugend von den Schulen aus ist nicht neu, da ähnliche Einrichtungen in Frankreich bestehn.

Madame de Longgarde äußert an einer Stelle, daß das eigentliche Wesen der englischen Nation sogar für den intelligenten Ausländer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müsse. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein. Doch möchten wir der Verfasserin in ihrem eignen Interesse raten, dieses weise Wort auch auf die nicht englischen Völker anzuwenden, dann würde sie vielleicht zu der Einsicht kommen, daß es Dinge gibt, die ihrem Verständnis als Engländerin und als Frau entrückt sind.

B. Prillip

Katholische Moral. Nicht durch die Pamphlete bekannter Art, sondern durch die wissenschaftliche Polemik protestantischer Theologen und Philosophen hat sich Dr. Joseph Mausbach, Professor der Moral und der Apologetik an der Akademie zu Münster, veranlaßt gesehen, die Schrift zu verfassen: Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben (Köln, Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem; zweite, vermehrte Auflage 1902). Das erste Kapitel behandelt die Stellung der Kasuistik in der katholischen Moral. Mausbach gibt einzelne Übertreibungen und Mißbräuche zu, sowie daß die veränderten Zeitumstände manche Änderung verlangen, sucht aber die Kasuistik der Ordensschriftsteller und besonders Viguoris im ganzen zu rechtfertigen. Das genügt dem Professor Dr. Anton Koch nicht, der im ersten diesjährigen Hefte der Renaissance eine gründliche Reform nicht der katholischen Moral aber ihrer Behandlungsweise fordert. Er erklärt einzelne Angaben Mausbachs für unrichtig und schreibt u. a.: „Wenn Herr Professor Mausbach mitteilt, daß »der jetzige römische Moralprofessor für die ganze Materie [das sechste Gebot] eine Stunde verwendet«, so können auch wir auf Grund eines ganz zuverlässigen Berichtes die Mitteilung machen, daß P. de Luca S. J. in Rom das Ehrerecht so ungenügend behandelt, daß die einen seiner Schüler rot werden und in Verlegenheit geraten, die andern lachen.“ (Die von Dr. Joseph Müller in München herausgegebene, bei Karl Bongard in Straßburg i. E. in Kommission erscheinende Monatschrift Renaissance ist das bedeutendste Organ der Reformkatholiken und bringt gute Aufsätze, auch solche von allgemeinem Interesse.) Diese Meinungsverschieden-

hetten mögen die katholischen Theologen unter sich ausfechten. Anstatt darauf einzugehen, wollen wir unsre den Gegenstand betreffenden Grundsätze noch einmal kurz aussprechen. Erstens: die Kasuistik darf in den wissenschaftlichen Büchern und im Unterricht die Darstellung der Sittenlehre nicht beherrschen, aber zu entbehren ist sie nicht, auch nicht außerhalb des Moralunterrichts, wo immer Gegenstände der Moral in Frage kommen. Denken wir uns, der Lehrer lieft mit seinen Sekundanern oder Primanern den Tell und sieht die Augen der Jünglinge von Begeisterung flammen; und denken wir uns, es geschieht in der Zeit nach 1806 oder in der Zeit der Demagogerie (jetzt wollen alle studierenden Jünglinge Reserveleutnants werden, und kaum einer steht in Gefahr, zur Revolution geführt zu werden). In ihren Augen liegt auch eine Frage. Der Lehrer würde sehr wenig gewissenhaft handeln, wenn er die Schüler auf ihren autonomen kategorischen Imperativ verwies, anstatt die Frage mit ihnen zu erörtern, ob und unter welchen Umständen Verschönerungen erlaubt seien. Und heutige Väter, möchten sie auch ordentliche Professoren der Philosophie sein und zu Kants Fahne schwören, würden einem Lehrer kaum Dank wissen, der ihre Söhne für die Freiheit begeistern wollte, ohne kasuistisch das *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando* zu erörtern. Zweitens: namentlich der Seelsorger darf als Berater die Kasuistik nicht verschmähen, denn es sind ja eben *casus conscientiae*, wegen deren er befragt wird. Aber die Rolle des Richters, die die katholische Kirche ihren Beichtvätern zuweist, und die hauptsächlich die Kasuistik notwendig machen soll, erkennen wir nicht an. Wir halten es für Frevel, wenn ein Mensch sich anmaßt, in einem *forum internum* an Gottes Stelle über einen Mitmenschen zu richten, und für unvernünftig, wenn er sich einbildet, entscheiden zu können, ob eine Sünde vor Gott als Todsünde oder als läßliche Sünde gilt. Damit soll nicht behauptet werden, daß alle Sünden gleich seien, oder daß der Mensch nicht imstande sei, größere Verschuldungen von geringern zu unterscheiden, wie das ja auch der weltliche Richter tut. Nur daß ein Mensch einen entscheidenden Spruch fällen, den Zustand und den Wert einer Seele genau taxieren und so dem Urteile Gottes vorgreifen könne und dürfe, leugnen wir entschieden. Mit dem Richteramt im Beichtstuhl und mit dem kirchlichen Ehegericht, das heute nicht mehr notwendig ist, würde für die Geistlichen der Zwang zu gewissen peinlichen Untersuchungen wegfallen, die allerdings dem Richter und dem Gerichtsarzt nicht erspart werden können. Drittens: wo immer die Kasuistik in der Theorie die Grundideen und Grundsätze überwuchert oder in der Praxis in Unfug ausartet, muß beides energisch bekämpft werden.

Für den zweiten Teil, der „Die katholische Gesamtaufassung der Sittlichkeit und der Protestantismus“ überschrieben ist, werden alle ehrlichen Protestanten dem Verfasser dankbar sein, weil ihnen seine kurzgefaßte, klare und quellenmäßige Darstellung für die Polemik und, was wichtiger ist, für die Verständigung eine bequeme und zuverlässige Grundlage darbietet, an der es bisher hier und da gefehlt zu haben scheint. Luthern wird er natürlich nicht gerecht, das kann und darf ein katholischer Theologe vorläufig noch nicht. Aber seine Rechtfertigung der katholischen Morallehren ist so überzeugend, daß sich gewisse Anklagen, die gegen sie erhoben zu werden pflegen, schlechterdings nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Wir führen nur dreierlei an. Man wirft der katholischen Moral größte Heteronomie vor: gut ist, was der Beichtvater oder was der Papst befiehlt. Mausbach führt dagegen u. a. einen Ausspruch des Thomas von Aquin an, und da das Kapitel, dem er entnommen ist, den Kern und Stern der offiziellen katholischen Moral enthält, so wollen wir den Inhalt dieses ganzen Kapitels abgekürzt mitteilen. Das 128. Kapitel des 3. Buches der *Summa contra gentiles* handelt von dem Verhalten des Menschen zum Nebenmenschen, wie es durch das göttliche Gesetz geordnet wird (*Quomodo secundum legem Dei homo ad proximum ordinatur*). „Das göttliche Gesetz verpflichtet den Menschen, in Beziehung auf alle Dinge, die er für sich verwenden kann, die vernunftgemäße Ordnung inne zu halten. Unter diesen Dingen sind die Mitmenschen die vornehmsten. Denn der Mensch ist von Natur

ein animal sociale, weil er vieler Dinge bedarf, die er sich ohne die Hilfe anderer Menschen nicht verschaffen kann. Demnach hat er eine vernünftige Gesellschaftsordnung herzustellen. Diese Ordnung hat zu verhüten, daß die Menschen einander hindern, sie muß also die Eintracht und den Frieden erhalten. Dazu gehört, daß einem jeden das seine gesichert, also Gerechtigkeit geübt werde. Es sind also göttliche Gebote nötig, die einen jeden im ruhigen Besitz und Genuß dessen, was ihm zukommt, schützen. Diesen Zweck erfüllen die Gebote: Du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten, du sollst deines Nächsten Weib und Eigentum nicht begehren. Diese Gebote Gottes zu beobachten, wird der Mensch auf zweierlei Weise geneigt gemacht, innerlich und äußerlich. Innerlich durch die Liebe zu Gott und zum Nächsten; denn wer einen andern liebt, der gibt ihm freiwillig und freudig, was er ihm schuldig ist, und mehr als dieses (liberaliter superaddit). Weil aber nicht alle so geartet sind, so müssen die übrigen durch die Furcht vor Strafe zur Erfüllung des Gesetzes angehalten werden. Die die Liebe haben, sind sich selbst Gesetz (sibi ipsi sunt lex); für sie hätte also kein äußeres Gesetz gegeben zu werden brauchen; dieses war nur für die andern nötig, die nicht von selbst dem Guten zuneigen, weshalb Paulus sagt, das Gesetz ist nicht für die Gerechten sondern für die Ungerechten gegeben. Was aber nicht so zu verstehen ist, wie es einige mißdeuten haben, daß die Gerechten zur Erfüllung des Gesetzes nicht verpflichtet wären, sondern nur so, daß sie auch ohne Gesetz von selbst die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllen.“ Über diese schon der Sprache nach recht kindliche Morallehre werden ja unsre modernen höchst erhabnen Ethiker die Nase rümpfen, aber sie hat wenigstens den doch vielleicht nicht ganz wertlosen Vorzug, daß man sie versteht. Bei der Erörterung des Verhältnisses der katholischen Moral zur weltlichen Kultur hebt Mausbach hervor, die hergebrachte Anklage unterschiebe dem Grade unterschiede einen Gegensatz; weil der Katholik die himmlischen Güter höher schätze als die irdischen, so beschuldige man ihn, daß er alles Irdische und Weltliche für böse erkläre. „Nicht Mangel an natürlicher Liebe, stoische Apathie oder buddhistischer Welt Schmerz, sondern das Übergewicht einer höhern Liebe ist es, das dem christlichen Asketen den Glanz irdischer Netze erleuchten läßt. Nicht die Negation als solche, sondern die durch sie gewonnene Freiheit für eine größere, unmittelbar Gott und der Gesamtheit dienende Lebensaufgabe gibt dem christlichen Verzicht auf die Welt den höhern sittlichen Wert. Geistvoll, aber auch sachlich zutreffend, sagt der heilige Johannes Chrysostomus: Wäre in den Augen der Christen die Ehe, das häusliche Streben und Arbeiten etwas Verächtliches oder Geringses, so würde er das Opfer dieser Güter nicht als etwas Heroisches preisen; denn nur, wer Großes opfert, verdient den Namen eines Helden.“ Die lutherische Orthodoxie bestreitet grundsätzlich, daß es Grade der Sittlichkeit, Stufen gebe, auf denen der Christ zur Vollkommenheit aufsteige. Ich halte an dieser katholischen Anschauung fest. Mit diesen Stufen und Graden fallen die Kreise eines sozusagen esoterischen und exoterischen Christentums nicht zusammen, die ich bei einer andern Gelegenheit beschrieben habe. Aber auch der geistliche, der Ordensstand und der Laienstand sind nach katholischer Kirchenlehre nicht gleichbedeutend mit höhern und niedern Stufen des sittlichen Lebens; obwohl die Priester und die Klosterleute strenger zur Erfüllung der göttlichen Gebote verpflichtet sind als die Laien und eigentlich alle vollkommen sein sollten, hat doch die katholische Kirche niemals geleugnet, daß viele verheiratete Laien aller Stände sehr tugendhaft, viele Priester und Mönche sehr lasterhaft leben. Die Beobachtung der sogenannten evangelischen Räte macht nicht die Vollkommenheit aus, sondern wird nur als ein Hilfsmittel zu ihrer Erreichung empfohlen, sowie allen Gläubigen ohne Unterschied, auch den Laien, Gebet und Fasten als solche Mittel geboten werden. Bezeichnet doch das Wort Askese nichts andres, als was der Sportmann Training und der Militär Drill nennt. Mausbach gibt zu, daß die mittelalterlichen asketischen Schriftsteller, die ja meistens Mönche waren, ebenso auch die Kirchenväter, hie und da „den offenen Blick für die sittliche Bedeutung

der weltlichen Arbeit vermissen lassen“; er entschuldigt das mit den Zeitumständen. Aber schwerlich wird er zugestehn, daß, wie leider die Erfahrung beweist, in vielen, wo nicht in den meisten Fällen das sehr gefährliche Mittel zum Fortschritt in der Tugend in ein Mittel zum Gegenteil umschlägt. Das dritte, was wir anführen, ist der Aufschluß über die Art und Weise, wie die Fabel entstanden ist, die Jesuiten lehrten den Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel. Es sind zwei Stellen der *Medulla theologiae moralis* von Wusenbaum (auf die eine verweist das Zitatenslexikon von Sanders), auf die sich die Anklage stützt. An beiden Stellen behandelt der Jesuit die zwei Fragen, ob ein Gefangener, um sein Leben zu retten oder ewigem Kerker zu entgehn, entfliehn, und ob er zu diesem Zwecke auch die Ketten zerbrechen und die Wächter täuschen dürfe, wosern er diesen dabei kein Leid zufügt (*praecisa vi et injuria*). Er bejaht beide Fragen; die erste, weil es dem Durchschnittsmenschen Übermenschliches zumuten hieße, wollte man ihn verpflichten, angesichts einer so furchtbaren Strafe auf die Flucht zu verzichten (wobei man einerseits an die Justiz und die Gefängnisse des siebzehnten Jahrhunderts denken möge, anderseits daran, wie z. B. die Befreiung Kinkels durch Schurz von der ganzen zivilisierten Menschheit beurteilt wird). Die zweite Frage bejaht er, weil, wenn die Handlung an sich erlaubt ist, auch die Vorbereitung erlaubt sein muß, mit dem Zweck auch die Mittel zum Zweck erlaubt werden (*cui licitus est finis, etiam licent media, et cui licet consummatio, etiam licet inchoatio*); es wäre ja Hohn, dem Gefangenen zu sagen: Fliehn darfst du, aber deine Kette durchseilen und die Wächter täuschen, das darfst du nicht. Daß zur Erreichung des Zwecks nur an sich erlaubte Mittel angewandt werden dürfen, versteht sich für jeden Vernünftigen von selbst; Wusenbaum sagt es aber, um Mißdeutungen vorzubeugen, mit dem *praecisa vi et injuria* auch noch ausdrücklich. Von einem Heiligen an sich unerlaubter Mittel ist nirgends die Rede. Sollte Mausbach falsch zitiert haben, so werden ihn wohl die protestantischen Gelehrten berichtigen; wir haben den alten Schmöcker nicht, können also nicht nachprüfen. Daß die Jesuiten gerade so wie die meisten Privatleute und alle Politiker ohne Ausnahme in der Praxis manchmal verwerfliche Mittel für ihre wirklich oder vermeintlich guten Zwecke anwenden, darüber hat niemand ein Recht, sich zu wundern oder gar zu entrüsten; sie sind und bleiben doch Menschen. Sollte sich freilich die Nachricht bestätigen, daß die Jesuiten neuerdings in China, um die Konkurrenz der evangelischen Missionare zu schlagen, eine Schmähschrift gegen den Protestantismus verbreiten, die gar nicht wiederzugebende Verleumdungen enthält, so würde damit bewiesen sein, daß sie in der Anwendung des berüchtigten Grundsatzes das der menschlichen Schwachheit zuzubilligende Maß überschreiten. — Der dritte Abschnitt von Mausbachs Schrift: „Die Aufgaben der Moralthologie in der heutigen Zeit,“ erörtert methodologische Fragen, die nur Fachleute interessieren.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 62. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1902

Die Verlags-handlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

